

Langer Rede dunkler Sinn.

Zur Verständlichkeit von Texten aus der Sicht der Sprachwissenschaft
(Öffentlicher Vortrag)

Harald Weinrich zum 24.9.1977

1. Einleitung

Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte jeder, der namentlich im Monat Ramadan das heutige Jugoslawien bereiste, Zeuge erstaunlicher Begebenheiten werden können – Begebenheiten, für die wir heute auf Gewährsleute wie Matija Murko, Milman Parry oder Albert B. Lord angewiesen sind. Im Monat Ramadan fasten gläubige Mohammedaner zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Die Begebenheiten, die ich im Auge habe, spielten sich in der Zeit zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang ab. Ihr Schauplatz war in der Regel ein Kaffeehaus. Mit Albert B. Lord begeben sich nun für kurze Zeit in ein solches Kaffeehaus – und folge dem Vortrag eines Barden oder Rhapsoden.

Der Barde trägt ein Epos in Versen vor – er singt es sogar vor und begleitet sich dabei selbst auf einem Saiteninstrument. Das Epos, das er vorträgt, kann mitunter die ganze Nacht ausfüllen, d.h. es kann bis zu 10.000 Verse lang sein. Während des Vortrags herrscht ein beständiges Kommen und Gehen, der Barde hat also nicht ohne weiteres das Ohr seiner Zuhörer; einige Gäste bleiben die ganze Nacht hindurch, andere gehen, je nach dem Grad ihrer Müdigkeit, schon früher. Der Barde ist nun nicht etwa ein notwendiges Übel – er ist im Gegenteil eine Attraktion und muß meist schon Monate im voraus unter Vertrag genommen werden. Man hört ihm, wenn man sich nicht gerade unterhält, genußvoll zu. Er trägt sein Epos nicht etwa nach irgendeiner Vorlage vor – er kann nämlich weder lesen noch schreiben. Er beherrscht allerdings nicht nur das Epos für eine Nacht, er beherrscht mindestens dreißig davon, für jede Nacht des Ramadan ein neues. Mit einem Repertoire von dreißig Epen ist er indes noch kein besonders guter Barde. Ein guter Barde braucht dagegen – um das Maß des uns merkwürdig Vorkommenden voll zu machen – ein neues Epos von einem Konkurrenten nur einmal vorgetragen zu hören, um es selbst darbieten zu können.¹

Was uns an diesem Beispiel heute erstaunlich vorkommt, ist wohl dreierlei: Wie kann ein gewöhnlicher Barde Epen von insgesamt bis zu 200.000 Versen im Gedächtnis verfügbar haben? Wie kann ein Zuhörer in einer Nacht freiwillig, zu seiner vollen Zufriedenheit, und ohne darüber zu klagen, er verstehe das alles nicht, Tausende von Versen verarbeiten? Und wie erklärt es sich, daß ein Barde, der ein Epos von Tausenden von Versen Länge von einem anderen Barden vorgetragen hört, nachher selbst in der Lage ist, das betreffende Epos darzubieten? Ich will diese Fragen für meinen Zweck noch etwas präziser formulieren:

Gibt es eine sprachwissenschaftliche Konzeption von 'Text', die sowohl die Fähigkeit des Bardens als auch diejenige seiner Zuhörer plausibel machen kann?

Bevor ich versuche, diese Fragen zu beantworten, möchte ich jedoch vor-sichtshalber die Erwartungen, die der Leser an dieser Stelle der Sprachwissenschaft gegenüber hegen mag, ein klein wenig dämpfen. Wir kennen alle die Geschichte von jenem Tausendfüßler, der das Gehen verlernt hat, als man ihn fragte, wie er eigentlich mit so vielen Beinen zurechtkomme. Ähnlich wie dem Tausendfüßler pflegt es den Fachwissenschaftlern zu gehen, wenn sie sich mit Dingen befassen, die im täglichen Leben einigermaßen problemlos bewältigt werden. So wird jedermann wissen, was eine Person sei — es ist aber nicht ratsam, einen Juristen oder einen Psychiater danach zu fragen. Als unverdorbenen Laie weiß auch jedermann, was man unter einem Wort oder einem Satz zu verstehen hat. Die Sprachwissenschaft hat dagegen seit geraumer Zeit immense Probleme mit der Definition von Wörtern und Sätzen. Denkt man nun daran, daß sich die Zunft der Sprachwissenschaftler seit einiger Zeit auch mit Texten befaßt, so ist eigentlich zu erwarten, daß einem heute kein Mitglied dieser Zunft mehr eine verbindliche Auskunft darüber geben kann, was denn ein Text sei und was es mit Texten auf sich habe. So darf auch auf die eben gestellten Fragen zumindest keine Antwort erwartet werden, der alle Sprachwissenschaftler gleichermaßen zustimmen würden.

2. Darstellung eines zweidimensionalen Textmodells

Nach dieser Vorsichtsmaßnahme kann ich es wagen, als Vorstufe für die Beantwortung meiner Fragen einige Ausführungen darüber zu machen, was man als Sprachwissenschaftler unter 'Text' verstehen kann. Ich möchte zu diesem Zweck zunächst eine Definition von 'Text' vorführen, aus der man sehr viel lernen kann, obwohl — oder gerade weil — sich herausstellen wird, daß sie insgesamt zu kurz greift.

Nach dieser ersten Definition wäre ein Text eine Folge von Sätzen — und zwar eine Folge von Sätzen, die jeweils miteinander verknüpft sind. Eine

solche Verknüpfung von aufeinander folgenden Sätzen würde vorzugsweise dadurch entstehen, daß in jedem nachfolgenden Satz etwas wieder aufgenommen wird, was im vorhergehenden Satz schon vorgekommen war. Man könnte also sagen, daß sich die Sätze jeweils in Teilbereichen überlappen. Ich will dies an den folgenden drei Sätzen vorführen – drei Sätzen, mit denen ein Märchen anfangen könnte:

Es war einmal ein König

Der hatte drei Töchter.

Die Töchter (Sie) hießen A, B und C.

Das, was ersetzt wird oder ersetzt werden kann, kann man mit einem Fachausdruck auch 'Substituendum' nennen; das, was ersetzt, entsprechend 'Substituens'. Der Gesamtvorgang heißt dann 'Substitution'. *Ein König* und *drei Töchter* wären also Substituenda, d.h. Satzteile, die in einem nachfolgenden Satz ersetzt werden können; *Der* und *Die Töchter* wären dagegen Substituentia, d.h. solche Elemente, die Teile aus einem vorhergehenden Satz wieder aufnehmen und damit gleichzeitig auf den vorhergehenden Satz zurückverweisen.

Mit der Hilfe solcher Substitution kann man sowohl das Zustandekommen als auch die Abgrenzung von Texten beschreiben. Wesentlich für das Zustandekommen eines Textes in diesem Sinne wäre die lückenlose – sei es direkte, sei es indirekte – Substitution von Satz zu Satz. Die jeweiligen Übergänge vom jeweiligen Substituendum zum nachfolgenden Substituens würden den Text konstituieren. Enthält nun ein Satz nur Substituenda – wie etwa der Satz *Es war einmal ein König* – so begrenzt dieser Satz den Text: Da er nur zu ersetzende Elemente enthält und somit selbst nichts ersetzt, würde nichts in einem solchen Satz auf vorhergehende Sätze verweisen. Ein solcher Satz wäre ein 'Textanfangssatz'. Das Gegenstück, nämlich explizite Textschlußsätze, wären auf diese Weise wohl nicht zu bestimmen. Denn jeder Satz, der nur Substituentia enthält – wie etwa *Die drei Königstöchter liebten ihren Vater über alles in der Welt* – kann offensichtlich weitere Nachfolgesätze haben.²

Eine solche Konzeption von 'Text' leuchtet einem zunächst ohne weiteres ein. Die Texte, die wir vorfinden, stellen sich ja unmittelbar als eine Abfolge von Sätzen dar. Gleichwohl greift eine solche Konzeption zu kurz. Ich will dies an zwei knappen Überlegungen deutlich machen:

In einer ersten Überlegung kann man feststellen, daß Texte, die wir als solche vorfinden, zwar in der Regel die Bedingung der Verkettung durch lückenlose Substitution erfüllen; daß es jedoch umgekehrt nicht sonderlich schwerfällt, Texte zu erfinden, die dieser Bedingung genügen, aber alles andere als sinnvoll sind. Die alleinige Wiederaufnahme von etwas

bereits Gesagtem im nachfolgenden Satz ist also ganz offensichtlich eine vielleicht notwendige, aber noch lange keine hinreichende Bedingung dafür, daß Gebilde entstehen, denen wir intuitiv den Status eines Textes zubilligen möchten.

Mit der zweiten Überlegung greife ich das Beispiel des Barden wieder auf. Durch die Brille der eben vorgestellten Konzeption von 'Text' erscheint ein Text notwendigerweise als eine Abfolge von Sätzen. Nun ist für jemand, der sich auch nur ein wenig mit Gedächtnispsychologie oder Neurophysiologie befaßt hat, die Vorstellung völlig unrealistisch, ein Text würde als eine Abfolge von beispielsweise 5.000 Sätzen oder 10.000 Versen im Gehirn gespeichert. Gedächtnis-Akrobaten, die solches leisten können, sind äußerst selten. Die jugoslawischen Barden, die fast allesamt einen Hauptberuf hatten und nur im Nebenberuf als Sänger tätig waren, waren für derart "geniale" Gedächtnisleistungen viel zu zahlreich. Es wird sich noch zeigen, daß die Realität dieser Barden völlig anders aussieht.

In dieser Lage hat nun die folgende Überlegung einen recht beträchtlichen heuristischen Wert: 'Text' ist bekanntlich eine aus der Sprache der Weberei übernommene Metapher — lateinisch *texere* 'weben', *textura*, *textum*, *textus* 'Gewebe'. Aus dieser Metapher rührt wohl auch die schon mehrmals genannte (Harwegsche) 'Verkettung' von Sätzen her: Jedes Gewebe entsteht aus Fäden, die sich senkrecht zueinander kreuzen; und die eine dieser Dimensionen wird 'Zettel' oder 'Kette' genannt.

Die Verkettung von Sätzen durch Substitution ist nun gewissermaßen die Kette des Textgewebes. Die miteinander durch Substitution verbundenen Sätze würden den kontinuierlichen Faden bilden, der von links nach rechts läuft. Am Beispiel des Gewebes läßt sich freilich sehr deutlich sehen, daß die Existenz einer Kette eine zwar notwendige, aber noch keine hinreichende Bedingung für das Entstehen eines Gewebes ist. Überträgt man das Bild auf den Text, so liegt die Vermutung nahe, daß auch hier die lückenlose Verkettung von Texten durch Substitution eine zwar notwendige, aber noch keine hinreichende Bedingung dafür darstellt, daß wir eine Satzfolge als 'Text' empfinden. Übertragen auf das Bild des Gewebes ergibt sich somit die Frage: Was ist die zweite Dimension des Textgewebes, also diejenige Dimension, die u.U. die Schwierigkeiten beseitigen würde, die sich durch das eben skizzierte, nur eindimensionale Textmodell ergeben?

Um vorzuführen, was der zweiten Dimension des Gewebes in einem Text entsprechen könnte, bediene ich mich nochmals des Märchen-Beispiels. Es sei angenommen, von dem König, der in den beiden ersten Sätzen vorgekommen war, sei in den folgenden Sätzen nicht mehr die Rede. Er soll erst wieder in Satz 27 auftreten. Dies entspräche einem Durchschuß-Faden,

der unter den Kettenfäden 3 bis 26 hindurchläuft und erst auf der Höhe des Kettenfadens Nr. 27 wieder zum Vorschein kommt. Wäre in den Sätzen 3 bis 26 von den Töchtern die Rede, so würde ein anderer Durchschuß-Faden diese Sätze miteinander verbinden und damit so etwas wie den "roten Faden", das gemeinsame Thema einer Reihe von Sätzen darstellen. Ein weiteres Beispiel: Der Erzähler könnte die Sätze 11 bis 35 zusammenfassen mit dem Satz Nr. 36, der dann etwa folgenden Wortlaut bekommen würde: *Diese merkwürdigen Begebenheiten an seinem Hof veranlaßten den König zu tiefem Nachdenken.* Die Wortgruppe *Diese merkwürdigen Begebenheiten an seinem Hof*, die eine Vielzahl von Sätzen zusammenfaßt, würde einem Durchschuß-Faden entsprechen, der über eine größere Zahl von Kettenfäden hinwegläuft und diese zu einer Einheit mit dem gemeinsamen Nenner 'merkwürdige Begebenheiten am Hof' macht. Dies wären nur drei aus einem sehr viel größeren Arsenal von metaphorischen Durchschuß-Fäden.³

Die Übertragung des Bildes vom Gewebe auf Texte legt damit nahe, daß ein Text nicht nur von links nach rechts, sondern gleichzeitig in einer zweiten Dimension, nämlich von oben nach unten entsteht. Die Erzeugung von links nach rechts wäre verbindlich für den Text als solchen, d.h. sie wäre das bei allen Texten, gleich welcher Textsorte, identische konstituierende Prinzip. Die Erzeugung von oben nach unten würde dagegen die **T e x t s o r t e** bestimmen.⁴ Auf das Bild des Gewebes übertragen: Die Kette wäre das für alle Gewebearten konstitutive Prinzip, der Durchschuß würde dagegen das spezifische Muster erzeugen, das verschiedene Gewebearten voneinander unterscheidet. Die Leistung der Durchschuß-Fäden besteht nun darin, Zusammenhänge über größere Strecken hinweg zu schaffen. Sie führen damit zu nichts anderem als zur Bildung größerer und höherrangiger Einheiten, die man auch "Sinneinheiten" nennen könnte.

3. Konsequenzen und Vorteile der zweidimensionalen Konzeption von 'Text'

Ich gehe nach der Skizzierung der zweidimensionalen Konzeption von 'Text' zur Darstellung der Vorteile über, welche diese Konzeption hat. Vorab muß ich jedoch noch etwas allgemeiner, und das heißt: theoretischer, über die Tragweite dieser Konzeption sprechen.

Ich beginne mit einem kleinen Umweg. Jeder, der Jacques Offenbachs Oper "Hoffmanns Erzählungen" gesehen hat, erinnert sich an eine Szene, in der die Puppe Olympia, durch eine Brille mit magischen Gläsern betrachtet, lebendig erscheint. Die Magie des Glases besteht darin, daß es einem gestattet, m e h r zu sehen als das, was in Wirklichkeit vorhanden ist. Solche magischen Gläser sind nun auch die Wörter bzw. die sprachlichen

Zeichen. Ein sprachliches Zeichen wie *Insekt* steht beispielsweise für einige dreihunderttausend Arten von Insekten mit jeweils einer Unzahl von Exemplaren. Die Magie des Zeichens *Insekt* — und generell die Magie der sprachlichen Zeichen — besteht nun in einer im Vergleich zum magischen Glas Offenbachs bzw. Hoffmanns genau umgekehrten Leistung: Es wird nicht etwas hinzugefügt; das magische Glas eines sprachlichen Zeichens filtert vielmehr etwas weg: Aus einer immensen Vielfalt von Erscheinungsformen — man denke etwa an die Unterschiede zwischen einem Maikäfer, einer Schnake und einem Ohrwurm — wird etwas sichtbar, was allen diesen Erscheinungsformen gemeinsam ist. Diese immense Reduktionsleistung ist freilich dadurch erkaufte, daß die Zeichen, für sich genommen, stets vieldeutig sind. Welchen Sinn ein Zeichen in einem bestimmten Fall haben soll, ergibt sich immer erst aus dem weiteren Kontext. *Land* kann z.B. das Land sein im Gegensatz zur Stadt in dem Satz *Er liebt das Landleben*; es kann aber auch das Land sein im Gegensatz zum Meer in dem Satz *Land unter*.

Nun ist es spätestens seit der "Wissenschaftslehre" von Bernhard Bolzano im Jahre 1837 möglich geworden, zwischen einfachen und zusammengesetzten, d.h. komplexen Zeichen zu unterscheiden.⁵ Nicht nur einzelne Wörter wie *Insekt* sind Zeichen, dasselbe gilt natürlich für alle größeren sprachlichen Einheiten, wie umfangreich sie auch sein mögen. Gleichermaßen gilt für a l l e Zeichen, ob komplex oder einfach, daß sie, für sich genommen, stets vieldeutig sind und ihren konkreten Sinn jeweils erst aus einem noch größeren Zusammenhang erhalten. Ein Satz wie *Hier riecht es* kann je nach Kontext vielerlei bedeuten: z.B. 'Man sollte die Fenster öffnen' oder aber auch 'Man sollte die Fenster schließen'. Ein anderes Beispiel: Wenn es im Bürgerlichen Gesetzbuch drei Paragraphen gibt, welche die fristlose Kündigung von Mietsachen regeln, so muß der einzelne Paragraph natürlich in der Gesamtheit der drei Paragraphen interpretiert werden und erhält erst in dieser Gesamtheit seinen Sinn.

Wenn nun auch Texte jedweden Umfangs komplexe Zeichen sind und wenn nach der zweidimensionalen Konzeption, die ich skizziert habe, Texte aus einer Abfolge höherrangiger Sinneinheiten bestehen, so hat dies drei weitreichende Konsequenzen:

1. Die erste Konsequenz ist die, daß 'Text' ein relativer, dynamischer Begriff ist. In der Gestaltpsychologie gibt es den Begriff des 'Teilganzen'. Ein solches Teilganzes wäre z.B. ein Uhrwerk: Es ist ein Ganzes in bezug auf die in ihm enthaltenen, in ihm funktionierenden Teile und es ist selbst ein Teil im Hinblick auf das übergeordnete Ganze aus Uhrwerk, Gehäuse und Zifferblatt, in dem es seine Funktion und seinen Sinn erhält. Genauso ist nun jeder Text ein Teilganzes: Von oben her gesehen ist er ein Ganzes,

das in eine Hierarchie von Sinneinheiten zerfällt. Das Bürgerliche Gesetzbuch wäre ein solcher Fall: Es ist ein Ganzes in bezug auf die Abschnitte, die es enthält; die Abschnitte sind ein Ganzes in bezug auf die Paragraphengruppen, in die sie zerfallen; diese Gruppen sind ein Ganzes hinsichtlich der einzelnen Paragraphen usw. Umgekehrt erhalten die einzelnen Paragraphen ihren Sinn erst in Gruppen von Paragraphen — man denke an das eben erwähnte Beispiel der Paragraphen, welche die fristlose Kündigung von Mietsachen regeln; diese Paragraphengruppen erhalten ihren Sinn wiederum im Rahmen von Abschnitten, diese im Rahmen des Bürgerlichen Gesetzbuches, und auch das Bürgerliche Gesetzbuch ist nur ein Teil im Hinblick auf den noch umfassenderen Rahmen, den das Insgesamt der deutschen Gesetze bildet.

Man kann sich diese Konzeption von 'Text' — mit Nils Erik Enkvist — auch am Beispiel einer russischen Puppe verdeutlichen: Jede russische Puppe ist ein Teilganzes — ein Ganzes bezüglich der in ihr enthaltenen russischen Puppen ("Sinneinheiten"); ein Teil in bezug auf die noch umfassendere russische Puppe, die jederzeit vorstellbar ist.

2. Nun die zweite Konsequenz der Konzeption vom Text als einem komplexen sprachlichen Zeichen. Aus der Perspektive des Hörers oder Lesers ist das Verstehen eines Textes, den man Satz für Satz dargeboten bekommt, nichts anderes als der beständige Versuch, die höheren Sinneinheiten zu re-konstruieren, in denen die einzelnen Wörter, Sätze usw. ihre Funktion und ihren Sinn haben. Was von einem Text, den man gehört oder gelesen hat, gespeichert wird, ist das Ergebnis des Versuchs, diese größeren Sinneinheiten zu rekonstruieren. Wird der Leser dann gebeten, den Text wiederzugeben, so rekonstruiert er die kleineren Sinneinheiten von den größeren Sinneinheiten her. Diesen enorm aktiven Charakter des Verstehens und des Wiedergebens hat F.C. Bartlett in seinen klassischen Arbeiten zur Gedächtnispsychologie hervorgehoben.⁶ Die zweite Konsequenz der Konzeption vom Text als komplexem Zeichen ist nun die, daß jede Hilfe, die man dem Hörer oder Leser bei der Rekonstruktion der Sinneinheiten der zweiten Dimension des Textes gibt, in enormem Maße zur Verständlichkeit beiträgt. Der Hörer oder Leser weiß dann, unter welchen ganz bestimmten Gesichtspunkten er gehörte oder gelesene Information, die ja in kleineren Einheiten immer vieldeutig ist, zu einem höheren Gesamtsinn vereinigen kann.

3. Nun noch die dritte und letzte Konsequenz der Auffassung vom Text als komplexem sprachlichem Zeichen. Schon jedes Zeichen wie *Insekt* ist, mit dem Offenbach bzw. Hoffmann entlehnten Bild, eine Art magisches Glas, durch das hindurch wichtige Information — hier die allen Insekten gemeinsamen Merkmale — herausgefiltert wird. Beiseite gelassen

wird hingegen die angesichts der unendlichen Vielfalt der Erscheinungsformen von Insekten unendlich große auch noch mögliche Information. Was für die einfachen Zeichen gilt, gilt nun ebenso für die komplexen Text-Zeichen. Jeder Text ist ebenso eine Art magisches Glas, durch das hindurch einiges sichtbar wird, während unendlich viel an anderer, auch noch möglicher Information, nicht thematisiert wird. Information bedeutet stets Reduktion von Möglichkeiten. Mit Spinoza (oder Parmenides): "Determinatio omnis est negatio". Bei solchen magischen Gläsern, die Text-Zeichen sind, läßt sich der Bedeutungsrahmen, innerhalb dessen alle kleineren Informationseinheiten ihren Sinn bekommen, beschreiben mit Hilfe der jeweiligen Sinneinheiten, in welche das Textganze unmittelbar zerfällt. Sie machen das aus, was einen bestimmten Text einem Texttyp oder einer Textsorte zugehören läßt. Dieser Textsorten-Charakter – oder, im Bild des Gewebes: das spezifische Webmuster – ergibt sich aus der Art dieser Sinneinheiten, aus deren Abfolge und aus der Art und Weise, wie sie miteinander verknüpft sind.⁷

Nach diesem Ausflug in den Bereich der theoretischen Tragweite nun zurück zu den praktischen Vorteilen der Konzeption. Ich wende mich wieder den Barden zu – an ihnen werden sogleich die praktischen Konsequenzen des theoretisch Dargelegten unmittelbar sichtbar werden.

Das was uns an der Leistung jener Barden frappiert, lag sowohl in ihrem immensen Repertoire als auch in ihrer Fähigkeit, einmal Gehörtes selbst darzubieten. Für einen solchen Sänger ist nun auf der einen Seite die Unveränderbarkeit des Liedes das Wesentliche an der Erzählung. Abweichungen bedeuten nach seiner Auffassung – und dies ist eindeutig erwiesen –, daß die Erzählung unwahr ist und daß Geschichte verfälscht wird. Auf der anderen Seite kann es sein, daß der Sänger, je nachdem wie sein Publikum reagiert, dasselbe Epos einmal in einer Länge von 2.000 Versen vorträgt, ein andermal in einer Länge von 900, aber auch in einer Länge von 3.500 Versen. Der scheinbare Widerspruch ist leicht zu lösen: Ein solcher Barde betrachtet sein Lied als eine feste Abfolge von größeren Sinneinheiten, und der Vortrag ist jeweils nur "die Ausgestaltung eines festen Erzählgerüsts, welches seiner Vorstellung nach schon das ganze epische Lied ist" (Lord 1960/1965: 148). Was der Sänger im Gedächtnis gespeichert hat, ist also nicht eine Folge von Einzelsätzen, sondern eine relativ kleine, überschaubare Abfolge von größeren Sinneinheiten. Wenn ein solcher Barde nun dem Vortrag eines anderen folgt, ordnet er die Information, die er bekommt, in ein solches Schema ein und er wird bei seiner eigenen Wiedergabe dann stets durch dieses übergeordnete Schema von Sinneinheiten gelenkt. Dies fällt ihm um so leichter, als es für die Entwicklung der größeren Sinneinheiten meist auch noch eine verbindliche

Abfolge von kleineren Sinneinheiten gibt, in welche die größere Sinneinheit zerfällt.

Wäre beispielsweise eines der Themen die Beschreibung einer Versammlung, so sähe das Schema wie folgt aus (Lord 1960/1965: 139): Die Beschreibung beginnt beim Vorsitzenden und seinem unmittelbaren Gefolge, wendet sich dann einer absteigenden Hierarchie von Adligen zu, die bis zum Mundschenk herabreicht, und endet schließlich – gewissermaßen als Kontrapunkt – mit dem Haupthelden der Geschichte. Die Gedächtnisleistung des Barden besteht also, bezogen auf die Vorstellung vom zweidimensionalen Text, darin, daß die wesentlichen Elemente der zweiten Dimension, also der Dimension "von oben nach unten", im Gedächtnis gespeichert sind und daß die Erzeugung "von links nach rechts", von Satz zu Satz, jeweils variiert werden kann. (Für die Erzeugung von Satz zu Satz besitzt der Sänger freilich Formulierungsverfahren – eine Technik, die er erlernt und die in direkter Beziehung steht zur bekannten Formelhaftigkeit oraler Dichtung.) Auch die Konzeption, die der Barde von seinem Text hat, ist also dynamisch. Diese Konzeption gestattet es dem Barden auch, sich ohne den wesentlichen Inhalt seines Epos zu verkürzen, ganz elastisch der Reaktion seines Publikums anzupassen.

Während der Barde das Schema eines solchen Epos aktiv beherrscht (und auch aktiv zuhören kann – Lord 1960/1965: 120), beherrscht es sein Publikum passiv. Passiv in dem Sinne, daß es dieses und nicht ein anderes Schema erwartet, diese und keine andere Art der Reduktion der unendlich vielen theoretisch in einem zugrundeliegenden Heldenleben enthaltenen Information.⁸ Es will dieses Heldenleben genau durch die Art von "magischem Glas" sehen, die durch das Text-Schema des Barden gegeben ist. Das Publikum weiß auch, wo wesentliche Sinneinheiten zu Ende sind (zumal sie der Barde sehr deutlich signalisiert) und wo man dementsprechend mit dem Zuhören abbrechen kann.

Die skizzierte zweidimensionale Konzeption von 'Text' hat nun nicht nur den Vorteil, die Fähigkeit von Barden und von deren Zuhören plausibel zu machen. Sie läßt sich auch recht gut mit dem vereinbaren, was man über die Verarbeitung von Sprache im Gehirn weiß.

Ich hatte eben schon anhand gedächtnispsychologischer Arbeiten darauf hingewiesen, daß Verstehen ein eminent aktiver Vorgang ist, daß etwa jeder Hörer versucht, die gehörte Information in größere Sinneinheiten zu integrieren und daß er sie, wie der Barde sein Lied, gegebenenfalls von diesen größeren Sinneinheiten her rekonstruiert. (Wobei zu einer solchen Fähigkeit der Rekonstruktion freilich eine gewisse Übung im "aktiven" Zuhören gehört.) Ich will dieses Phänomen der Rekonstruktion von

größeren Sinneinheiten her nochmals an einem einfachen Fall aus der Sprachpathologie vorführen.

Die Wahrnehmung und die Produktion von Sprache vollzieht sich in unserem Gehirn durch das Zusammenspiel einer Reihe von Zentren, von denen jedes in einer Beziehung eine dominierende Funktion hat. Die erste Station der Verarbeitung gehörter Information im Großhirn ist nun ein Zentrum im Schläfenlappen, in dem ein Kontinuum von Lauten phonologisch differenziert wird: d.h. man hört nicht irgendein Geräusch, sondern es werden beispielsweise die typischen Merkmale eines *s* oder *f*, eines *r* usw. als die wichtige Information herausgefiltert. Nun gibt es eine sprachliche Ausfallerscheinung, die zu Störungen in diesem Bereich führt (sensorische Aphasie). In milderer Fällen kann der Patient dann eine gewisse Zahl von Lauten, die ähnlich sind, nicht mehr unterscheiden. Er kann Laute, die man ihm vorspricht, nicht mehr richtig wiedergeben, und wenn er beispielsweise zwischen *s* und *f* nicht mehr unterscheiden kann, so kann er auch einzelne Wörter wie /segən/ oder /fegən/ nicht verstehen. Derselbe Patient ist aber durchaus in der Lage, ein Wort wie /segən/ oder /fegən/ nicht nur richtig zu verstehen, sondern auch richtig zu wiederholen, wenn man es ihm in einem größeren Kontext, z.B. in dem Satz "Hier hängt der Hausseggen schief", vorspricht. Das Beispiel, zu dem man aus dem Bereich der Sprachpathologie andere Parallelen nennen könnte, zeigt, wie eine Vielzahl von kleineren Einheiten richtig zu einer größeren Einheit, hier zu einem Satzsinn, zusammengefaßt werden kann, obwohl nicht alle kleineren Einheiten richtig wahrgenommen wurden; und wie umgekehrt die Vielzahl der kleineren Einheiten von der übergeordneten Sinneinheit her richtig reproduziert oder sogar richtiggehend re-konstruiert werden kann.

Die Satzanalyse mit der Zuordnung eines Satzsinns ist im übrigen ein sehr wichtiger Schritt bei der Analyse von Sprache im Gehirn. Es gibt wiederum ein Zentrum, diesmal im Stirnlappen, das bei dieser Aufgabe eine dominierende Funktion ausübt. Diesem Satzanalyse-Zentrum verdanken wir ein äußerst scharfes satzgrammatisches Fehlerbewußtsein. Jeder von uns wird sagen, der Satz *Dieser Mann glaubst nicht seine Frau* sei falsch, obwohl er ihn doch ohne weiteres versteht. Unsere Fähigkeit, bestimmte Typen komplexer Sätze, größere Satzzusammenhänge und ganze Texte sowohl zu verstehen als auch zu äußern, ist in der Phylogenese der Menschheit wesentlich später erworben worden. Hier spielt ein Zentrum im Hinterkopf nahe derjenigen Region der Großhirnrinde, in der die optische Wahrnehmung lokalisiert ist, eine wesentliche Rolle. Gerade hier fehlt uns jedoch in aller Regel ein gesteigertes Fehlerbewußtsein — hier merkt man zwar sehr häufig, daß irgendetwas nicht in Ordnung sein kann, man kann die Fehler jedoch ohne einige Übung nicht diagnostizieren.⁹ Typisches

Beispiel sind etwa Übersetzungen ins Französische, die ein französischer Lektor korrigiert: Mindestens die Hälfte derjenigen Fehler, die im eigentlichen Bereich der Textbildung vorkommen, werden gar nicht als Fehler vermerkt, sondern mit Markierungen wie 'ungeschickt', 'linkisch', evtl. auch mit 'Still' oder nur mit einer Schlangenlinie markiert. Gerade diese Fehler sind jedoch für den Prozeß der Synthese von Satzbedeutungen zu noch höheren Sinneinheiten oft ganz entscheidend – und damit auch ganz entscheidend für die Verstehbarkeit von Texten. Wie ich am Beispiel des Barden oder auch am Beispiel des Patienten mit sensorischer Aphasie zu zeigen versucht habe, hängt unsere Fähigkeit, sprachliche Information aufzunehmen und zu behalten, weitestgehend davon ab, ob es uns gelingt zu erkennen, welche Funktion kleinere Sinneinheiten in größeren Sinneinheiten haben und wie diese größeren Sinneinheiten miteinander zusammenhängen.

4. Praktische Anwendung

Oben war vom Bild des Gewebes die Rede, wo die Kettenfäden das für alle Gewebearten konstitutive Prinzip darstellen, während die Durchschußfäden die spezifische Gewebeart ausmachen. Analog, so war gesagt worden, lassen sich Textsorten oder Texttypen – also ganz bestimmte, komplexe Zeichentypen – charakterisieren nach der Art der Sinneinheiten, in die sie zerfallen, nach der Abfolge dieser Sinneinheiten und schließlich nach der Art und Weise, wie diese Sinneinheiten miteinander verknüpft sind.

An dieser Stelle kann die berechtigte Frage gestellt werden: Ist diese Konzeption in der Praxis anwendbar? Sie ist es, wie sich leicht zeigen läßt, durchaus. Wenn Textsorten erkennbar sind an der Art, der Abfolge und an der Art und Weise, wie ihre Sinneinheiten verknüpft sind, so sind diese Elemente die *I n v a r i a n t e n* einer Textsorte. Solche Invarianten kann man nun in einem ersten Schritt durch Analyse bewußt machen. In einem zweiten Schritt kann man dann die bei der Analyse gewonnenen Erkenntnisse beim Verfassen von Texten anwenden – und dabei, wie sich zeigen wird, gegebenenfalls auch die Verständlichkeit steigern.

Ich demonstriere den ersten Schritt, die Analyse, am Beispiel der Textsorte 'Rechtsnorm'. Ich wähle als Beispiel den ersten Absatz des § 958 des Bürgerlichen Gesetzbuchs:

Wer eine herrenlose bewegliche Sache in Eigenbesitz nimmt, erwirbt das Eigentum an der Sache.

Diese Rechtsnorm – für die Juristen ist es sogar eine bestimmte Art der Rechtsnorm, eine sogenannte Sachnorm – hat vier Invarianten, die sie mit allen anderen Normen dieses Typs, seien sie nun deutsch, englisch

oder russisch, teilen muß: Die Invarianten ergeben sich nämlich aus der Funktion, die eine Rechtsnorm erfüllt.

Die erste Invariante einer Sachnorm ist die, daß sie stets in zwei Sinneinheiten zerfällt: in einen Tatbestands- und in einen Rechtsfolge-Teil. Hier: 'eine herrenlose bewegliche Sache in Eigenbesitz nehmen' als Tatbestands-Teil, 'das Eigentum an der Sache erwerben' als Rechtsfolge-Teil. (Die Sinneinheiten sind hier zufällig Halbsätze; es könnte sich jedoch ohne weiteres auch um Sätze oder um größere sprachliche Einheiten handeln. Dies zeigt, wie wichtig es ist, den inhaltlichen Begriff der Sinneinheit säuberlich von der formalen Kategorie 'Satz' zu trennen.) Die zweite Invariante besteht in der Art und Weise, wie die beiden Sinneinheiten verknüpft sind: Es handelt sich stets um eine logische "Wenn-Dann-Verknüpfung". In einer solchen Rechtsnorm wird ja stets ein Tatbestand mit einer Rechtsfolge verbunden.

Die dritte Invariante, die ich noch nennen möchte, ist ebenfalls aus der Funktion der Norm ableitbar: Die Rechtsnorm ist ein allgemeiner, abstrakter Fall, der auf konkrete, in der Zeit sich abspielende Fälle anwendbar sein muß. Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß im Rechtsfolge-Teil keine Zeitform des Verbs stehen darf, die einen konkreten Zeitbezug leistet, also den Bezug auf einen Zeitpunkt 'hier' und 'jetzt' oder 'dort' und 'damals'. In der Regel findet sich hier das sogenannte außerzeitliche Präsens.¹⁰

Hinzuzufügen wäre jetzt noch, daß das Präsens in deutschen Rechtsnormen sehr oft die Qualität eines Imperativs hat; daß dagegen Imperative selbst in deutschen Rechtsnormen völlig unüblich sind. Während sich nun die erwähnten drei Invarianten aus der Funktion einer Rechtsnorm ableiten lassen, ist beispielsweise das Vorkommen von Imperativen in einer Rechtsnorm durch die Funktion der Norm keinesfalls mit Notwendigkeit ausgeschlossen. Ebenso ist es keine Notwendigkeit, daß der Kreis der Betroffenen stets durch die dritte Person ausgedrückt wird. Ein Beispiel für das Auftreten des Imperativs und das gleichzeitige Auftreten der zweiten Person wären (eine andere Art von) Normen aus dem Pentateuch:

Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

Selbst die gesetzgebende Instanz ist hier als erste Person möglich:

Ich bin der Herr, Dein Gott. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.

Wichtig ist angesichts dieser Beispiele vor allem die Erkenntnis, daß ein Teil der sprachlichen Form und der Invarianten von Rechtsnormen – und dies gilt nun generell für Textsorten – durch die Funktion der Textsorte gegeben ist. Daß aber jede Textsorte zugleich ein gewisses Maß an Konventionellem enthält, also Züge, die geändert werden können, ohne

daß die Textsorte dadurch ihre Funktion nicht mehr erfüllen könnte.¹¹ Man braucht, um beim zitierten Beispiel zu bleiben, die logische Wenn-Dann-Folge nicht durch die Wörter *wenn*, *wann* zu realisieren; man kann Imperative verwenden; man kann den Adressaten der Rechtsnorm mit Du anreden (*Wenn Du eine herrenlose bewegliche Sache in Eigenbesitz nimmst, erwirbst Du das Eigentum an der Sache*) usw. Gerade in der Veränderbarkeit derjenigen Merkmale einer Textsorte, die nicht durch die Funktion gegeben sind, liegt eine der Chancen, die Verständlichkeit des Textes sogar zu verbessern. Denn nicht selten wirkt gerade die Konvention der Verständlichkeit entgegen.

Ich möchte nun die Anwendung der Erkenntnisse, die eben bei der Analyse der Textsorte 'Rechtsnorm' gewonnen wurden, am Beispiel einer anderen Textsorte, der Gerichtsentscheidung, vorführen. Ich lasse dabei gleichzeitig die Erkenntnisse mit einfließen, die über die Bedeutung der zweiten Dimension des Textgewebes für die Verstehbarkeit von Texten gewonnen wurden.

Man stelle sich den folgenden Handlungsablauf vor: (a) Zwei Parteien ziehen vor Gericht; (b) sie tragen einen strittigen Rechtsfall vor; (c) das Gericht würdigt den vorgetragenen Tatbestand rechtlich und (d) spricht danach sein Urteil. Überträgt man das Ganze in Sprache, so erhält man einen Text mit vier umfassenden Sinneinheiten: (a) Zuerst werden das Gericht, die Parteien, die Prozeßvertreter usw. genannt; (b) dann wird der vorgetragene, rechtlich zu würdigende Tatbestand dargestellt; (c) darauf folgt die rechtliche Würdigung des Tatbestandes; (d) und als letzter Teil käme dann das Urteil, das z.B. aus drei Sätzen bestehen kann:

1. Der Beklagte wird dazu verurteilt, dem Kläger die und die Summe zu bezahlen.
2. Das Urteil ist vorläufig vollstreckbar.
3. Die Kosten des Rechtsstreits trägt der Beklagte.

Würden die großen Sinneinheiten des Urteils in dieser Reihenfolge — die z.B. auch der § 313 der Zivilprozeßordnung nahelegt — angeordnet, so würde die Reihenfolge genau den Prozeßverlauf widerspiegeln und der ganze Text wäre, im Sinne von Charles Sanders Peirce, gewissermaßen ein "ikonisches" Zeichen. In einem deutschen Urteil sieht die Reihenfolge jedoch anders aus. Auch hier werden zunächst das Gericht und die Parteien genannt. Dann folgt aber sofort der letzte Akt, nämlich das Urteil — in dem eben geschilderten Fall wären es die drei Urteilsätze. Darauf folgt dann im Zivilprozeß ein Teil, der im allgemeinen mit 'Tatbestand' überschrieben ist; und auf ihn folgt eine Sinneinheit mit der Überschrift 'Entscheidungsgründe'. Aus der "ikonischen" Reihenfolge a - b - c - d ist also die Reihenfolge a - d - b - c geworden.

Es ist nun durchaus legitim, die betreffenden Sinneinheiten umzustellen. Das ist eine Konvention, nach der deutsche Richter verfahren – eine Konvention freilich, die keinesfalls notwendig ist. Unter dieser Konvention leidet jedoch vor allem die Verstehbarkeit der Entscheidungsgründe. Zunächst bleibt nämlich demjenigen, der mit der Konvention der Jurisprudenz an dieser Stelle nicht vertraut ist, die innere globale Ordnung der Entscheidungsgründe notwendigerweise verborgen. Diese Ordnung ist zweifellos vorhanden, denn das Gericht begründet hier im allgemeinen die Urteilssätze in der Reihenfolge, wie sie – u.U. durch viele Seiten Tatbestandsdarstellung getrennt – ganz am Anfang des Urteils auf der ersten Seite stehen. Dieses Ordnungsprinzip wird dem Laien im allgemeinen durch keinerlei zusätzliche Signale deutlich gemacht, es erschließt sich unmittelbar nur dem Fachmann. Aber nicht genug damit, daß es dem Laien normalerweise nicht gelingen kann, die Globalstruktur der Entscheidungsgründe zu rekonstruieren. Er hat meist auch beträchtliche Schwierigkeiten, die Begründung des ersten Urteilssatzes, der eigentlichen Sachentscheidung, nachzuvollziehen.

Das Gericht muß hier im einfachsten Fall prüfen, ob eine bestimmte Rechtsnorm auf den vorgetragenen Streitfall zutrifft. Ich wähle den Fall der oben als Beispiel herangezogenen Sachnorm 'Wer eine herrenlose bewegliche Sache in Eigenbesitz nimmt, erwirbt das Eigentum an der Sache'. (Der Einfachheit halber bleibt dabei der zweite Absatz dieser Norm außer Betracht.) Das Gericht würde in diesem Fall an den Anfang der Urteilsbegründung die betreffende Norm stellen und dann sagen, es sei im vorliegenden Fall zu prüfen, ob es sich um eine bewegliche Sache handelt, ob die Sache herrenlos war und ob sie in Eigenbesitz genommen wurde. Treffen alle drei Bedingungen zu, so gilt die angegebene Rechtsfolge. Wäre dieser sogenannte Subsumtionsvorgang explizit dargestellt, so wäre die ganze Begründung des ersten Urteilssatzes in ihrem Aufbau völlig transparent und ganz leicht nachvollziehbar – aber auch nachprüfbar: Auf diese Weise werden nämlich mit unerbittlicher Konsequenz sofort schwache Stellen in der Argumentation sichtbar.

Der Normalfall sieht freilich anders aus. Zunächst machen die Gerichte sich in den Entscheidungsbegründungen nur relativ selten die Mühe, die zur Entscheidung herangezogenen Normen im Wortlaut zu zitieren. Hier wird einfach auf einen Gesetzestext verwiesen (nicht selten sogar mit dem Laien unverständlichen Abkürzungen des Typs BayAGGVG) und der Betroffene muß, um den einen Text verstehen zu können, sich einen oder mehrere andere Texte beschaffen und danebenlegen. Wie mir die Analyse einer größeren Zahl von Amtsgerichtsurteilen¹² gezeigt hat, ist es aber auch nicht der Regelfall, daß der Subsumtionsvorgang in seinen logischen

Schritten vorgeführt wird — etwa in der Form: “Zunächst ist zu prüfen, ob ...” (dann würde die Prüfung folgen, ob die Bedingung (a) zutrifft); “dann ist zu prüfen, ob ...”; “schließlich ist zu prüfen, ob ...” usw. Diese Art der Entscheidungsbegründung unter ausdrücklicher Markierung der wesentlichen Sinneinheiten und Argumentationsschritte ist dem angehenden Juristen nämlich spätestens während der Assessor-Ausbildung abgewöhnt worden. Sie gilt als Gutachten-Stil (mit dem “Gutachten” bereitet der Berichterstatter der Kammer das Gericht auf den Fall vor) und wird im Urteil nach Möglichkeit vermieden. Hier wäre durch Änderung von Konventionen relativ leicht Abhilfe zu schaffen, und ich weiß aus der Erfahrung mit Juristen auf einer Reihe von Veranstaltungen an der Richterakademie in Trier oder während der nordrhein-westfälischen Juristentage, daß hier im allgemeinen guter Wille herrscht.

Ich möchte das Beispiel des Textes von Gerichtsentscheidungen, an denen man noch eine ganze Reihe weiterer Sünden wider die Verständlichkeit demonstrieren könnte, hier ganz bewußt abbrechen. Es könnte sonst nämlich der Eindruck entstehen, die Verständnisschwierigkeiten gerade bei juristischen Texten gingen alle auf Kosten der Jurisprudenz.

Es ist eine bekannte Erfahrung aus der Gedächtnispsychologie, daß Texte, die geschichtliche Ereignisse zum Gegenstand haben, oder etwa Erzähltexte, wesentlich schneller memoriert werden als beispielsweise Texte aus dem Bereich der Physik, Mathematik usw. — auch wenn diese Texte, soweit dies möglich ist, ganz parallel aufgebaut sind.¹³ Dies hängt damit zusammen, daß wir über die Möglichkeiten menschlichen Handelns aus unserer allgemeinen täglichen Erfahrung bestens Bescheid wissen. Texte, in denen menschliche Handlungen unter alltäglichen Aspekten beschrieben werden, treffen insofern auf einen breiten Wissens- und Verstehenshorizont.

In unserer arbeitsteilig organisierten Welt gibt es jedoch eine Vielzahl von Bereichen, auf denen Spezialwissen erforderlich ist. Und ich würde mir völlig zu Recht den Zorn etwa der Juristen zuziehen, wenn ich sie allein für Verständnisschwierigkeiten in juristischen Texten verantwortlich machen würde. Dies ist ein Problem, das — trotz des Pessimismus, der hier gelegentlich von juristischer Seite geäußert wird¹⁴ — nur durch den guten Willen von zwei Seiten her gelöst werden kann: Juristen müssen, wenn sie ihre Texte verfassen, auch daran denken, daß sie von Laien verstanden werden sollen; und es ist gerade in solchen Fällen von unschätzbarem Wert, wenn man als Leser oder Hörer die großen Sinneinheiten, aus denen die betreffenden Texte bestehen, ebenso wie die kleineren Sinneinheiten, in welche die größeren Sinneinheiten zerfallen, ohne Schwierigkeiten rekonstruieren kann. Auf der anderen Seite müssen sich die Laien, z.B. die juristischen Laien, billigerweise auch um eine Grundlage an fachspezifischem Wissen bemühen.

5. Schlußbemerkungen

Abschließend sollen einige Punkte rekapituliert, ergänzt und z.T. zu Empfehlungen gestaltet werden.

1. Oben wurde ein zweidimensionales Modell von 'Text' vorgeführt. Anhand von Beispielen wurden sowohl die Plausibilität des Modells als auch seine Anwendbarkeit — wie ich hoffe — glaubhaft gemacht. Charakteristisch für meine Betrachtungsweise war die besondere Betonung der zweiten Dimension des Textgewebes, die einen Text zu einer Abfolge von hierarchisch gegliederten Sinneinheiten macht. Ich habe dabei absichtlich weder all die Mittel aufgezählt, die Satzfolgen zu Sinneinheiten machen, noch habe ich — (abgesehen von wenigen Ausnahmen in den Fußnoten) — Namen von Fachwissenschaftlern der Disziplin 'Textlinguistik' genannt.

Ich hole letzteres nach und verbinde die Nennung der Namen mit dem Hinweis, daß man sich bei den genannten Autoren auch über die Mittel der Textbildung informieren kann. Der Übergang von einem eindimensionalen zu einem zweidimensionalen Textmodell, den ich mit Hilfe der Metapher vom Text-Gewebe veranschaulicht habe, entspricht einer Phase von fünf Jahren bei Roland Harweg. Der Text als Gebilde aus Sinneinheiten entspricht u.a. einer Konzeption von Eugenio Coseriu. Beim Text als hierarchischem Gebilde sind das außereinzelsprachliche Modell von Klaus Heger und die Tagmemik, also die in Deutschland weithin unbekannte Schule von Kenneth Lee Pike, zu nennen; bei der Markierung der Sinneinheiten Elisabeth Gülich oder, auf größere Einheiten übertragen, der bei Harald Weinrich zentrale Übergangsbegriff. Zu nennen wären neben Arbeiten, die Elisabeth Gülich und ich verfaßt haben, auch bestimmte Aspekte der Texttheorie von János S. Petöfi und Typen der "thematischen Progression", wie sie in der Prager Schule vor allem von František Daneš entwickelt wurden.¹⁵

2. Ich habe mich bei der Behandlung von Erscheinungen, welche die Verständlichkeit von Texten fördern, bewußt vor allem auf einen Punkt beschränkt: denjenigen der Durchschaubarkeit. Ich habe dies deswegen getan, weil es mir notwendig scheint, in der Frage der Verständlichkeit von Texten die Perspektive von den Erscheinungen der ersten Textdimension und der Satzgrammatik in den Bereich der zweiten Dimension zu verlagern. Dies bedeutet alles andere als eine Geringschätzung der Satzgrammatik, die bei Problemen der Verständlichkeit durchaus eine wichtige Rolle spielt. Es bedeutet lediglich, daß man sich von der Fixierung auf Probleme der Satzgrammatik nicht den Blick auf Erscheinungen verstellen lassen sollte, die für die Verstehbarkeit sprachlicher Information noch grundlegender sind. Ich nenne in diesem Sinne nur die beiden obersten Stufen in einer

Hierarchie von verständnisfördernden Mitteln:

- An erster Stelle steht die Frage: Was ist die für den Hörer oder Leser notwendige Information? Es geht also darum, daß dem Leser oder Hörer nicht – wie etwa im Falle der Gerichtsentscheidung – unbedingt notwendige Information nicht, nur indirekt oder teilweise gegeben wird. Im übrigen könnte man mit Cato dem Älteren auch so formulieren: "Rem tene, verba sequentur" – wenn die Sache klar ist, folgen auch die entsprechenden Worte.
- An zweiter Stelle folgt das Gebot, die Abfolge der Sinneinheiten, deren Verknüpfung und deren inneren Aufbau durchsichtig zu machen.

Ich möchte ganz besonders betonen, daß keiner der Gesichtspunkte, für sich genommen, etwas Neues oder Besonderes wäre: Man kann sie beispielsweise in der "Ars poetica" des Horaz in Form lateinischer Hexameter finden:

scribendi recte sapere est et principium et fons.
rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae,
verbaque provisam rem non invita sequentur.
(309-311)

... lucidus ordo.
ordinis haec virtus erit et venus, aut ego fallor,
ut iam nunc dicat iam nunc debentia dici,
pleraque differat et praesens in tempus omittat.
(41-44)

Wichtig an diesen Gesichtspunkten ist neben der Verlagerung der Perspektive, daß sie sich ergeben haben aus der theoretischen Beschäftigung mit Textmodellen, ergänzt durch die Aphasieforschung, die Gedächtnispsychologie, sowie aus der praktischen Arbeit mit juristischen Texten.

Von entscheidender Wichtigkeit ist es auch, daß es sich dabei um eine begründbare Hierarchie mit einer überschaubaren Zahl von Faktoren handelt. Eine solche begründbare Hierarchisierung ist ein dringendes Gebot vor allem dann, wenn man an die Anwendbarkeit einer Konzeption denkt. Es ist z.B. nicht sehr hilfreich, wenn man in einer bekannten Stilfibel unter je zwanzig Stilverböten, Stilregeln und Stilratschlägen, also insgesamt sechzig Geböten, den Punkt der durchsichtigen Gliederung neben Punkten wie der Vermeidung des Passivs oder der Vermeidung von *würde*-Formen in *Wenn*-Sätzen findet, also neben Punkten, die für die Verständlichkeit, wenn je, eher untergeordnete Bedeutung haben.

Im Zusammenhang mit dem Bemühen, Texte verständlicher zu gestalten, will ich jedoch meinen Respekt gegenüber zwei Adressen nicht verleugnen. Das eine ist eine Hamburger Psychologengruppe, die sich seit geraumer Zeit dem Problem der Verständlichkeit von Texten verschrieben hat. Diese Gruppe hat auf rein empirisch-induktivem Wege und eigentlich ohne jeden sprachwissenschaftlichen Hintergrund dadurch, daß man Originaltexte

durch eine sehr beträchtliche Zahl von Probanden nach bestimmten Kriterien begutachten ließ, vier sogenannte Dimensionen herausgefiltert, auf denen sich die Verständlichkeit von Texten "messen" läßt. Die erste dieser Dimensionen ist die Achse 'einfach gegenüber kompliziert', die zweite ist die Achse 'gegliedert gegenüber ungegliedert', die dritte die Achse 'kurz gegenüber weitschweifig', die vierte 'zusätzliches Stimulans gegenüber keine zusätzlichen Stimulantia'. Interessanterweise konvergieren meine nicht zuletzt auch auf deduktivem Wege gewonnenen Ergebnisse weitgehend mit denen der Hamburger Psychologengruppe. Allerdings müßten diese Ergebnisse vor sprachwissenschaftlichem Hintergrund z.T. re-interpretiert werden. Denn die Methode der Hamburger brachte beim Umschreiben einiger Texte – allerdings bei einer relativ geringen Zahl – k e i n e wesentlichen Verbesserungen.¹⁶

Mein besonderer Respekt gilt jedoch einem Gelehrten, der heutzutage fast nur als Bibelübersetzer bekannt ist: Hermann Menge. In seinem "Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik" stehen elf Seiten, die aus der Zeit stammen, zu der Schüler noch lateinische Aufsätze geschrieben haben. Hier findet sich auf zwei knappen Seiten die Konzeption, daß ein Text eine Abfolge von größeren Sinneinheiten ist und daß man, wenn das Ganze verständlich sein soll, die Sinneinheiten richtig anordnen und richtig miteinander verbinden muß.¹⁷ Auf den restlichen neun Seiten führt Menge dann in kaum zu überbietender Klarheit eine Unzahl von Beispielen dafür an, welche Typen von Sinneinheiten in einem bestimmten Fall auf welche Weise optimal mit anderen Typen von Sinneinheiten verbunden werden können. Der Respekt vor Menge betrifft zum Teil natürlich auch die lange Tradition der Rhetorik, für die Texte immer schon Folgen von Sinneinheiten waren. Der Hinweis auf die Wichtigkeit der Überleitungen zwischen den einzelnen Sinneinheiten findet sich jedoch, wenn ich richtig sehe, nirgendwo in jener Deutlichkeit und Klarheit, die gerade für Hermann Menge charakteristisch ist.

3. Es scheint mir, um zum dritten Punkt meiner ergänzenden Zusammenfassung zu kommen, kein Zufall zu sein, daß eine so knappe und prägnante Aufsatzlehre wie die Menges für Aufsätze in einer fremden Sprache geschrieben wurde. Es ist ja nur zu bekannt, daß es besonders schwierig ist, Schüler gegenüber deutschem Grammatikunterricht zu motivieren. Gegenüber der Muttersprache, die man zu kennen glaubt, fehlt die gebotene Distanz. Im Bereich einer Fremdsprache, in der einem nichts automatisch zu Gebote steht, in der man sich alles mühsam aneignen muß, sind nun Schüler nicht nur wesentlich besser für Probleme der Grammatik, sondern speziell auch wesentlich besser für Erscheinungen der Textgrammatik wie die von mir vorgetragenen zu sensibilisieren.

Nun schreiben die Schüler heutzutage zwar keine lateinischen, dafür jedoch englische oder französische Aufsätze. Als Nicht-Germanist spreche ich natürlich etwas pro domo, wenn ich hier den Vorschlag mache, Stunden aus dem Deputat des deutschen Grammatik-Unterrichts auf den Fremdsprachen-Unterricht zu übertragen — sie kämen auf Umwegen gewiß dem Umgang mit der Muttersprache zugute und hätten so einen d o p p e l t e n Nutzen. Insofern ist es bedauerlich, daß etwa das Bielefelder Konzept, welches vorsah, daß der Muttersprachen-Lehrer zugleich immer auch Fremdsprachen-Lehrer ist, an der Kleinmütigkeit eines Kultusministers gescheitert ist.

4. Dadurch, daß die vorgetragene Konzeption plausibel macht, wie Texte hierarchisch aufgebaut sind und wie der hierarchische Aufbau zustandekommt, ist sie nicht zuletzt sehr anwendungsbezogen: Man kann nämlich nach der Analyse entsprechender Textsorten umgekehrt ganz bewußt lehren, wie bestimmte Textsorten aufgebaut sind, was ihre Invarianten sind, was konventionell ist und verändert werden kann, welche Signale man setzen muß, damit sie in ihrer Makrostruktur und damit in einem für das Verständnis äußerst entscheidenden Gesichtspunkt vom Leser oder Hörer genau erkannt und rekonstruiert werden. Damit müßte auch die lange Rede nicht unbedingt einen dunklen Sinn haben. Wäre dem nun so, so würde dies bedeuten, daß man mit Hilfe der Disziplin der Textlinguistik, aus der ich berichtet habe, bei der Betrachtung von Texten nicht analog zu dem eingangs zitierten Tausendfüßler das Gehen verlernt, sondern daß man sogar lehren könnte, wie man erfolgreicher geht.

Anmerkungen

- 1 Ich stütze mich bei meinen Ausführungen zu den Barden im südslawischen Bereich auf Lord 1960/1965.
- 2 Die eben skizzierte Konzeption ist diejenige von Harweg 1968. Vgl. dazu auch Gülich/Raible 1977: 117 f.
- 3 Vgl. zu dieser Darstellung des Übergangs von einer eindimensionalen Konzeption von Text zu einer zweidimensionalen Konzeption Gülich/Raible 1977: 51 - 55 und 111 - 121 (letzteres ist das Kapitel über Roland Harweg). Eine mindestens zweidimensionale Vorstellung von 'Text' ist beispielsweise auch in J.S. Petőfis Konzeption der Netze, etwa des thematischen Netzes, enthalten (vgl. dazu Gülich/Raible 1977: 175 - 177). Man braucht sich bei der skizzierten Konzeption von 'Text' freilich nicht unbedingt auf eine z w e i d i m e n s i o n a l e Vorstellung zu beschränken. — Eine Zusammenstellung wichtiger Kohärenz stiftender Mittel findet sich beispielsweise bei Gülich/Raible 1977: 148 - 150 (im Kapitel über das Hegersche Textmodell).

- 4 Vgl. dazu auch Harweg 1973: 68 f.
- 5 Wissenschaftslehre § 285; vgl. Jakobson 1975: 4 f. Ein zusammengesetztes Zeichen im Sinne von Bolzano ist "ein Ganzes, dessen Theile selbst Zeichen sind".
- 6 Bartlett 1932; vgl. neuerdings z.B. Frederiksen 1975; zur Rolle des Kontextes für das richtige Verstehen: Clark/Lucy 1975; Clark 1976; zur Rolle insbesondere des Erfahrungskontextes für das Behalten im Gedächtnis z.B. Pribram 1969/76 oder Kintsch/Kozminsky/Streby/McKoon/Keenan 1975; Kintsch 1974 sowie die Arbeiten insbesondere im Bereich der sogenannten Artificial Intelligence.
- 7 Vgl. zu dieser Konzeption auch Gülich/Raible 1973/1975 (gegenüber dem dort vorgetragenen Konzept ist die Berücksichtigung der Art und Weise, wie Sinneinheiten – dort 'Teiltex-te' genannt – miteinander verknüpft sind, neu).
- 8 Vgl. zur Problematik des Verhältnisses von Textstruktur und "Weltstruktur" Gülich/Raible 1977: 56 - 58.
- 9 Vgl. Zur Sprachpathologie insbesondere Luria 1976, hier speziell die Ausführungen zur sensorischen Aphasie (106 - 114; 185 - 195) und zur semantischen Aphasie (127 - 136; 195 - 201). Bei der von Luria so genannten semantischen Aphasie handelt es sich um eine Störung im Bereich der tertiären Projektionszonen des Sprachbereichs, speziell im parieto-occipitalen Lappen.
- 10 Im Tatbestands-Teil einer Rechtsnorm können dagegen durchaus auch andere Tempora vorkommen. – Die vierte Invariante der Rechtsnorm, hier: Sachnorm, ist das Verbot, über die Grenzen von Paragraphen hinaus zu pronominalisieren bzw. Dinge vorauszusetzen, die in anderen Paragraphen geregelt sind. Dieses Verbot ergibt sich daraus, daß eine Sachnorm als allgemeiner Fall für sich allein zitierbar und verstehbar sein muß. Gerade hier finden sich in deutschen Gesetzen sehr oft Verstöße – mit negativen Folgen für die Verständlichkeit. Ein schönes Beispiel hierfür sind die §§ 708 - 710 aus dem achten Buch der Zivilprozeßordnung, in denen die "vorläufige Vollstreckbarkeit" geregelt wird. § 708 beginnt mit "A u c h ohne Antrag sind für vorläufig vollstreckbar zu erklären ..."; dabei ist sehr unklar, worauf sich dieses *auch* überhaupt bezieht. § 709 beginnt mit "Urteile sind f e r n e r ohne Antrag für vorläufig vollstreckbar zu erklären, wenn ..."; § 710 beginnt mit: "A n d e r e Urteile sind gegen eine der Höhe nach zu bestimmende Sicherheit für vorläufig vollstreckbar zu erklären". Im Falle dieser Paragraphen liegt eine relativ schlechte Systematisierung der zu regelnden Materie vor – mit dem Erfolg, daß sie zumindest dem Laien einige Verstehens-schwierigkeiten bereiten.
- 11 Es sei hier ergänzend vermerkt, daß das Verhältnis von Invarianten zu Variablen gerade bei Textsorten aus dem öffentlich-rechtlichen Bereich relativ hohe Werte hat: Es gibt hier ziemlich viel von der Funktion her Festliegendes. Bei anderen Textsorten überwiegt u.U. der Bereich des Fakultativen und des Variablen bei weitem. In diesem Zusammenhang erweist sich der von Roman Jakobson aus der Gestaltpsychologie auf die Literatur übertragene Begriff der 'Dominante' als zusätzlicher, vierter Begriff im Beschreibungsinstrumentarium (nach Art, Abfolge und Art der Verknüpfung von Sinneinheiten) besonders fruchtbar. Eine literarische Erzählung, die diesen Namen verdient, braucht beispielsweise nur dominant erzählend zu sein; eine Argumentation nur dominant argumentativ – auf diese Weise kann beispielsweise sogar eine Erzählung einen argumentativen Stellenwert bekommen etc.

- 12 Die Urteile wurden mir dankenswerter Weise vom Justizministerium eines deutschen Bundeslandes zur Verfügung gestellt.
- 13 Vgl. hierzu beispielsweise die freilich mit einigen Mängeln behaftete Untersuchung von Kintsch/Kozminsky/Streby/McKoon/Keenan 1975.
- 14 Vgl. hierzu neuerdings die Gießener Dissertation von Eberhard Baden mit dem Titel "Gesetzgebung und Gesetzesanwendung im Kommunikationsprozeß" (1977). Von Eberhard Baden gibt es auch eine sehr lesenswerte kleine, noch optimistischere Arbeit aus dem Jahre 1975 (Baden 1975).
- 15 Vgl. Harweg 1968; 1973; Coseriu 1973; Heger 1971; 1976; Pike & Pike 1976; Gülich 1970; Weinrich 1972/1976; Gülich/Raible 1973/1975; Daneš 1970. Bei Petöfi wäre besonders auf den Aspekt der nicht-linearen Basis des Textmodells zu verweisen, mit deren Hilfe man Texte unter Wahrung ihres Informationsgehalts theoretisch völlig umschreiben kann. Zur Prager Schule, zu Harweg, zur Tagmemik, zu Heger, Weinrich und Petöfi sei auch auf die einschlägigen Kapitel in Gülich/Raible 1977 verwiesen.
- 16 Vgl. Langer/v. Thun/ Tausch 1974. Daß die Methode der Hamburger Psychologengruppe bei manchen Texten versagt, liegt vor allem an dem Umstand, daß die besagten Texte völlig umgeschrieben und z.T. ergänzt werden müßten. In solchen Fällen erweisen sich dann die Bemühungen der Hamburger eher als Kosmetik.
- 17 Vgl. Menge 1955: 392: "Wie aber schon für jeden deutschen Aufsatz eine Hauptforderung ist, die einzelnen Teile desselben, namentlich die Hauptteile, durch passende Übergänge zu verbinden, so daß alles wohl zusammenhängt und eines aus dem anderen folgt, so stellt man diese Forderung in noch höherem Grade an einen lateinischen Aufsatz. Man eigne sich also die Kunst an, jene Verbindungsmittel, an denen die alten Sprachen so reich sind, überall anzuwenden und nicht gleich einen Satz oder einen neuen Teil zu beginnen ohne verbindende Partikel oder solche Wendungen, die ihre Stelle vertreten, — eine Kunst, ohne die alles angebliche Latein eine Marter für den Leser ist. Dadurch wird man auch am besten den Fehler der Verworrenheit und Zusammenhanglosigkeit, den schlimmsten, der sich denken läßt, vermeiden."

Literaturverzeichnis

- Baden, Eberhard (1975): Zur Sprachlichkeit der Gesetze, in: Jürgen Rüdiger/Eberhard Baden/Harald Kindermann (Hrsg.), Vorstudien zu einer Theorie der Gesetzgebung, Bonn, Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung Bonn, St. Augustin 1 1975, S. 99 - 106.
- (1977): Gesetzgebung und Gesetzesanwendung im Kommunikationsprozeß. Studien zur Neuorientierung der juristischen Hermeneutik und zur Gesetzgebungslehre, Baden-Baden 1977.
- Bartlett, Frederic Charles (1932): Remembering. A study in experimental and social psychology, Cambridge 1932.
- Clark, Herbert H. (1976): Semantics and comprehension, The Hague — Paris 1976.
- Clark, Herbert H./Lucy, P. (1975): Understanding what is meant from what is said: A study in conversationally conveyed requests, in: Journal of verbal learning and verbal behavior 14 (1975), S. 56 - 72.

- Coseriu, Eugenio (1973): Die Lage in der Linguistik = Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Vorträge 9, Innsbruck 1973.
- Daneš, František (1970): Zur linguistischen Analyse der Textstruktur, in: *Folia linguistica* 4 (1970), S. 72 - 78.
- Frederiksen, Carl H. (1975): Acquisition of semantic information from discourse: Effects of repeated exposures, in: *Journal of verbal learning and verbal behavior* 14 (1975), S. 158 - 169.
- Gülich, Elisabeth (1970): Makrosyntax der Gliederungssignale im gesprochenen Französisch, München 1970.
- Gülich, Elisabeth/Raible, Wolfgang (1973/1975): Textsorten-Probleme, in: *Linguistische Probleme der Textanalyse. Jahrbuch 1973 des Instituts für deutsche Sprache = Sprache der Gegenwart* 35, Düsseldorf 1975, S. 144 - 197.
- Gülich, Elisabeth/Raible, Wolfgang (1977): Linguistische Textmodelle. Grundlagen und Möglichkeiten, München 1977.
- Harweg, Roland (1968): Pronomina und Textkonstitution, München 1968.
- Harweg, Roland (1973): Textgrammar and literary texts: Remarks on a grammatical science of literature, in: *Poetics* 9/1973, S. 65 - 91.
- Heger, Klaus (1971): Monem, Wort und Satz, Tübingen 1971.
- Heger, Klaus (1976): Monem, Wort, Satz und Text, Tübingen 1976.
- Jakobson, Roman (1975): Coup d'oeil sur le développement de la sémiotique, in: Thomas A. Sebeok (Hrsg.), *Studies in semiotics*, Bloomington (Indiana) 1975, Band 3, S. 1 - 19.
- Kintsch, Walter (1974): The representation of meaning in memory, New York - Toronto - London - Sidney 1974.
- Kintsch, Walter / Kozminsky, E./ Streby, W.J./McKoon, G./ Keenan, Janice M. (1975): Comprehension and recall of text as a function of content variables, in: *Journal of learning and verbal behavior* 14 (1975), S. 196 - 214.
- Langer, Inghard/Schulz v. Thun, Friedeman/Tausch, Reinhard (1974): Verständlichkeit in Schule, Verwaltung, Politik und Wissenschaft, München - Basel 1974.
- Lord, Albert B (1960/1965): Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht, München 1965 (Original: The singer of tales, Cambridge (Mass.) 1960).
- Luria, A.R.(1976): Basic problems of neurolinguistics, The Hague - Paris 1976.
- Menge, Hermann (1955): Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik, 12. Auflage, Leverkusen 1955.
- Pike, Kenneth Lee / Pike, Evelyn G. (1976): Grammatical analysis, Santa Ana (Summer Institute of Linguistics) Juni 1976 (Manuskript).
- Pribram, Karl H. (1969/1976): The neurophysiology of remembering, in: Richard F. Thompson (Hrsg.): *Progress in psychobiology. Readings from Scientific American*, San Francisco 1976, S. 309 - 320 (Aufsatz von 1969).
- Weinrich, Harald (1972/1976): Die Textpartitur als heuristische Methode, in: ders.: *Sprache in Texten*, Stuttgart 1976, S. 145 - 162 (Aufsatz aus dem Jahre 1972).